

Gesellschaft sein dürfe; dafür sei er viel zu schade. Nicht von einer alles überwölbenden Größe werde die heutige Gesellschaft zusammengehalten, sondern von einzelnen Überzeugungsgemeinschaften, darunter nicht zuletzt die Kirchen.

Auch darauf wies Jüngel hin: Was in unserer Gesellschaft an „Zivilreligion“ und an „Privatreligion“ existiert, verdankt seinen Fundus weitgehend der positiven, institutionalisierten Religion des Christentums. Die Kirche wiederum forderte er dazu auf, zum einen ihre „weltlichen Kinder“ in Gestalt säkularisierter christlicher Errungenschaften zu „segnen, statt sie sozusagen in den Mutterschoß zurückzufordern“, zum anderen aber der wachsenden Entkirchlichung mit der Verkündigung des Evangeliums entgegenzutreten: „Die christliche Kirche könnte ja wiederentdecken, daß sie ihrem Wesen nach eine missionierende Kirche ist.“

Voltaire schrieb seinerzeit, wenn es Gott nicht gäbe, müßte man ihn erfinden. Den Legitimations- und Integrationsproblemen heutiger Gesellschaft läßt sich nicht mit erfundenen Göttern oder künstlich produzierter Zivilreligion begegnen. Aber auch die Möglichkeiten der Christen und ihrer Kirchen sind und bleiben begrenzt. Gerade deshalb ist es wichtig, daß sie ihren Beitrag zum Zusammenhalt der modernen Gesellschaft auch weiterhin unverdrossen zu leisten versuchen. ru

Unberechenbar

Der Deutsche Caritasverband und das „Prophetische“

Die seit Jahren geführte Diskussion (vgl. HK, April 1993, 177 ff.; 319 ff.) über ein Leitbild des Deutschen Caritasverbandes tritt in eine neue Phase. Seit einigen Wochen liegt ein erstes Diskussionspapier dazu vor (abgedruckt in: Caritas, März 1995, 100 ff.). Darin werden mögliche Inhalte eines zu entwickelnden Caritas-Leitbildes

aufgezeigt. Auf der Basis erwarteter und erhoffter Rückmeldungen soll im Herbst ein erster formeller Entwurf des künftigen Leitbildes erarbeitet werden.

Zentraler Begriff dieses Papiers ist der des „Prophetischen“. Die Kirche führe das Grundanliegen der prophetischen Tradition fort, heißt es da, indem sie „auf Not aufmerksam macht, Strukturen der Ungerechtigkeit aufdeckt und zur Erneuerung von Staat und Gesellschaft auffordert.“ Im karitativen Engagement finde die prophetische Dimension einen sichtbaren Ausdruck. Die Caritas verstehe sich als in der prophetischen Tradition stehend.

Die Ausrichtung an der prophetischen Tradition ist in mancherlei Hinsicht naheliegend. Bis heute macht es Mühe, die Caritas von ihrem „Image“ des Almosen-Gebens zu befreien. Einer richtig verstandenen Caritas muß es immer wieder auch um Einsatz für *Gerechtigkeit* gehen. Sie kann es nicht dabei bewenden lassen, hier und da individuelle Not zu lindern, Pflästerchen auszuteilen, aber die Frage nach krank machenden Strukturen anderen zu überlassen. Sie darf u.U. auch nicht davor zurückschrecken, Unbequemes zu sagen, sich (politisch) einzumischen. Politische Zustimmungsfähigkeit kann für sie nicht das allein ausschlaggebende Kriterium sein. In biblischer Sprache verbindet man dies gewöhnlich mit dem Prophetischen.

Allerdings ist dieser Rückgriff auf das so Naheliegende nicht unproblematisch. Die Wirklichkeit der Caritas-Arbeit in Deutschland wird in einem solchen Begriff nur begrenzt abgebildet. Selbst wenn man unterstellt, ein solches Leitbild solle nicht nur den Ist-Zustand wiedergeben, bleibt hier ein Problem. Der größte Teil der Caritas-Arbeit stellt die gesellschaftlichen Plausibilitäten nicht in Frage, sondern ist Wahrnehmung eines allseits bejahten und politisch gewollten sozialstaatlichen Auftrags.

Mit anderen Worten: „Die Caritas hat Anteil an der flächendeckenden Grundversorgung der Bevölkerung im Gesundheits-, Bildungs- und Sozialbereich“, wie es in dem Diskussionspa-

pier dazu heißt. Dies tut sie obendrein in einem Land, das privaten Trägern, gerade auch den kirchlichen, auf Grund der gesetzlich verankerten, subsidiären Aufgabenverteilung vergleichsweise weitreichende Arbeitsmöglichkeiten einräumt. Diesen „Dienst am Menschen“ erfüllt ein kirchlicher Träger wie der Caritasverband im Sinne dessen, was aus der modernen Gesellschaft an Sozialstaatlichkeit nicht wegzudenken wäre. So mißverständlich, verbraucht und einer säkularen Öffentlichkeit schwer vermittelbar solche Begriffe immer auch sein mögen, die christliche Tradition nennt dies Bruderdienst, Diakonia.

Das typisch moderne Problem beginnt dort, wo einerseits dieser kirchliche Dienst am Menschen sich nur wenig unterscheidet von dem Angebot anderer „Anbieter“, andererseits aber diese institutionalisierten Verantwortlichkeiten der Kirchen im Sozialbereich in eine gewisse Schieflage zum geistig-geistlichen Gewicht der Kirchen in der Gesellschaft insgesamt zu geraten drohen. Ersterem will man mit mehr Unterscheidbarkeit entgegenwirken, letzterem nach der Devise „weniger ist mehr“ entsprechen.

Die einen suchen die Unterscheidbarkeit in mehr individueller Verwurzelung der 400 000 Mitarbeiter des Caritasverbandes im christlichen Glauben; ihre Konzeption ließe sich möglicherweise bei einem quantitativ redimensioniertem kirchlichen Engagement wirkungsvoller durchsetzen. Die anderen suchen die Unterscheidbarkeit im prophetisch-kritischen, gesellschaftsreformerischen Profil der Arbeit. In bezug auf die Glaubensbiographie gehen letztere eher davon aus, daß sich innerhalb des Caritasverbandes eine etwa ähnliche Pluralität an Einstellungen und Haltungen zum Glauben wiederfindet wie im Durchschnitt der Gesellschaft. Unterscheidbar soll vor allem die Arbeit selbst sein.

Beiden Tendenzen geht es um das Überleben kirchlichen Engagements im *Kontrast* zur übrigen Gesellschaft. Aber beide sind in Gefahr, die vielfältige Verwobenheit mit ihr und Verwie-

senheit auf sie zu gering anzusetzen. Ein wesentlicher Teil der Caritas-Arbeit ist alltäglich-unspektakulärer Dienst an denen, die – auf welche Weise auch immer – die Hilfe der Allgemeinheit nötig haben und denen diese Hilfe nach allgemeiner Auffassung auch zusteht.

Für alle tut sich hier ein Dilemma auf: Je vergleichbarer die Leistung ist, die man erbringt bzw. die zu erbringen man sich vertraglich verpflichtet hat, desto weniger unterscheidbar droht diese Arbeit zu werden. Je unterscheidbarer sie ist, desto weniger wird sie gesellschaftlich nachgefragt. Hier zu einer verträglichen Balance zu finden, ist die schwierige Aufgabe.

Wenn darüber hinaus aus den kirchlichen Wohlfahrtsverbänden Impulse in die Kirche wie die Gesellschaft gelangen, die mehr oder weniger großen Gruppen in beidem als „prophetisch“ empfinden, ist dies gut und wichtig. Etwa in den Armutsstudien (vgl. HK, Juni 1993, 278 ff.) oder in der Arbeit im Asylbereich hat die Caritas in Deutschland hier in der jüngsten Vergangenheit viel beachtete Zeichen gesetzt. Aber es ist etwas anderes, sich als Großorganisation, die notwendigerweise auf vielfältige Weise in diese Gesellschaft verwoben und von ihr abhängig ist, selbst auf das Prophetische zu konzentrieren. Das Prophetische ist etwas Unberechenbares, Geist-gewirktes, das immer in der Gefahr ist, institutionell vereinnahmt zu werden, was nicht heißt, daß nicht auch Institutionen zu prophetischem Zeugnis in der Lage wären. Dennoch: je sparsamer man mit diesem Begriff umgeht, desto besser.

Der Versuch, sich mit der Kategorie des Prophetischen am eigenen Schopf aus dem modernen Sumpf der Ununterscheidbarkeit herausziehen zu wollen, muß scheitern. Mit der Tatsache, daß Christliches auf vielfältige Weise Eingang gefunden hat in das säkulare Ethos, müssen die Christen, die Kirchen und auch die kirchlichen Wohlfahrtsverbände leben – ohne deswegen auf gesellschaftskritisches Engagement zu verzichten. nt

Lebenszyklika: Für eine Mobilisierung des Gewissens

Am 30. März wurde die von einer Kardinalsversammlung 1991 angeregte Enzyklika „Evangelium vitae“ Johannes Pauls II. veröffentlicht. Sie zeichnet ein insgesamt düsteres Bild gegenwärtiger Lebensbedrohungen und verurteilt kategorisch Abtreibung und Euthanasie.

Die im Herbst 1993 veröffentlichte Moralenzyklika Johannes Pauls II. (vgl. HK, November 1993, 569 ff) zitierte (in Nr. 80) einen Passus aus der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ des Zweiten Vatikanums, der verschiedene Angriffe gegen das Leben, die Unantastbarkeit und Würde des Menschen als Schande und als Widerspruch gegen die Ehre des Schöpfers anprangert. In der am 30. März veröffentlichten neuen Enzyklika „Evangelium vitae“ (vgl. ds. Heft, S. 220 und 243) taucht gleich in der Einführung derselbe Konzilstext auf (Nr. 3). In „Veritatis splendor“ diente er als Beleg für die Existenz „in sich schlechter“ Handlungsweisen; die Enzyklika über Wert und Unantastbarkeit des menschlichen Lebens spricht dem Text „dramatische Aktualität“ zu und verwendet ihn als zusammenfassenden Hinweis auf die sich ihr zufolge derzeit immer mehr zuspitzenden Lebensbedrohungen.

Die beiden Dokumente greifen fast nahtlos ineinander. Auf die Einschärfung traditioneller bzw. genauer gesagt neothomistischer Grundprinzipien der katholischen Moralthologie (natürliches Sittengesetz, Gewissen, Elemente des sittlichen Aktes) folgt jetzt in „Evangelium vitae“ die Anwendung dieser Prinzipien auf wichtige Problemfelder gegenwärtiger Lebensethik, wobei die Enzyklika vielfach auf bereits vorliegende lehramtliche Texte zurückgreift und sie bestätigt. Dazu gehören vor allem die Erklärung der Glaubenskongregation über die Euthanasie von 1980 (vgl. HK, September 1980, 451 ff.) und die Instruktion „Do-

num vitae“ der Glaubenskongregation von 1987 über ethische Fragen der Fortpflanzung (vgl. HK, April 1987, 173 ff.)

Unmißverständliches zu Abtreibung und Euthanasie

Die jüngste Enzyklika Johannes Pauls II. geht auf die *Kardinalsvollversammlung vom Frühjahr 1991* zurück, bei der es zum einen um die heutigen Lebensbedrohungen, zum anderen um die Herausforderungen durch Sekten und neue religiöse Bewegungen ging. Das Referat von Kardinal *Joseph Ratzinger* bei diesem Treffen (vgl. HK, Mai 1991, 223 ff.) liest sich wie eine Blaupause für „Evangelium vitae“. Das gilt auf seine Weise auch für das *Schlußkommuniqué der Kardinalsvollversammlung*, in dem die Kardinäle den Papst baten, die „beständige Lehre der Kirche über den Wert und die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens im Licht der gegenwärtigen Umstände und der heutigen Angriffe ihm gegenüber“ möglichst durch eine Enzyklika zu bekräftigen.

Kurz nach dem Treffen im Vatikan richtete der Papst am 19. Mai 1991 einen *Brief an alle Bischöfe*, in dem das Stichwort „Evangelium des Lebens“ auftaucht. Dieses von Christus empfangene Evangelium müsse die Kirche mutig verkünden, auch wenn sie damit quer zur herrschenden Meinung stehe. Gleichzeitig wurden die Bischöfe um ihre Mithilfe und Zusammenarbeit im Blick auf die Herausforderung durch